

sprungs sein mögen, nun aber angesichts der veränderten Lage von Ort, Zeit und Personen und nach der heutigen öffentlichen Meinung nur noch als Ausdruck der Höflichkeit und des gegenseitigen Wohlwollens gelten. Die universale und übernationale Kirche ist zwar ihrem Wesen nach Völkerkirche, weil sie die eine göttliche Wahrheit, das eine göttliche Gnadenleben für alle Völker und alle Zeiten vermittelt, aber sie ist zugleich in jedem Lande Volkskirche nach ihrer örtlichen Gestalt und nach der bodenständigen Ausprägung des religiösen Lebens.

Umschau

Nordischer Schicksalsglaube

Es ist nicht immer leicht, einem Dichter zu folgen, wenn er aus dem Bereich seiner schöpferischen Gestalten hinübertritt in die für ihn so unwirkliche Welt des reinen Gedankens. Und doch lockt eine solche dichterische Rechenschaft; vielleicht daß sie uns den Schlüssel in die Hand gibt, der alle übrigen Werke aufschließt? Wenn es wahr ist, daß in den Büchern des dänisch schreibenden Isländers Gunnar Gunnarsson „ein pessimistischer Grundton, doch ohne Weltflucht oder Weltverachtung“¹ vorherrscht, dann dürfen wir vielleicht in seiner Rede „Nordischer Schicksalsgedanke“² die geistige Herzmitte seines

¹ „Eine leidenschaftliche Liebe zu Island, ein intensives Ringen mit ethischen und religiösen Problemen, mit einem pessimistischen Grundton, doch ohne Weltflucht oder Weltverachtung, und schließlich ein Interesse für den Eroberermenschen, der zugleich sich selbst und seine Ideale behaupten will, zeichnen Gunnarssons Dichtung aus. Sein Wirken als Dichter zeigt bis jetzt eine steigende Kurve, obwohl er selbst erkennt, daß er niemals seinen Meister, Henrik Pontoppidan, erreichen kann. — In den letzten Jahren ist Gunnarsson für einen neuen Skandinavismus, einen geistigen und politischen Zusammenschluß der nordischen Länder, eingetreten“ (Die dänische Literatur der neuesten Zeit [1871—1933]. Von Helge Kjaergaard. Kopenhagen 1934, Levin & Munksgaard. S. 184).

² Nordischer Schicksalsgedanke. Eine Rede. Von Gunnar Gunnarsson. (19 S.) München 1936, Albert Langen/Georg Müller. Kart. M. — 80

ganzen Schaffens vermuten. Denn in allen Romanen Gunnarssons geht es um Weltanschauung, um religiöse und vor allem ethische Probleme. In seiner stillen, nachdenklichen, etwas verschlossenen und doch entschiedenen Art ist er ein Kind seiner isländischen Heimat, die in fast jedem seiner Sätze mitschwingt. Sein Stil ist ganz geformt von der hohen Kunst der altisländischen Sagas.

So ist Gunnar Gunnarsson wie kaum ein anderer berufen, an Hand der nordischen Quellen den Schicksalsgedanken zu deuten. Der Dichter geht von dem Grundgedanken allen Schicksalsglaubens aus, daß nämlich jedes Geschöpf „dem Gesetze seiner Wirksamkeit“ unterworfen sei. In einem groß angelegten Vergleich zeigt er dann die Überlegenheit des germanisch-nordischen Schicksalsbegriffs vor dem griechisch-römischen. Mag die germanische Mythologie ihren Begriff der Nornen auch von der lateinischen Welt übernommen haben (fatum, moira), sie hat ihn umgebildet, verinnerlicht, überhöht. Zwischen beiden Auffassungen ist ein wesentlicher Unterschied. Man kann ihn in Kürze so ausdrücken: „Fatum ist im Grunde etwas Außerliches — Schicksal etwas Inneres... Fatum ist etwas Gegebenes und daher Begrenztes — Schicksal etwas Unbegrenztes. Fatum ist etwas Unfruchtbares — Schicksal etwas Fruchtbares. Ja, man könnte wohl so weit gehen, zu sagen: Fatum als festes Gesetz ist Endlichkeit und Tod — Schicksal als ein fließendes, schöpferisches Gesetz ist Unendlichkeit und Leben“ (3).

Gunnarsson führt den Beweis für seine These auf Grund von sprachlichen und ideenmäßigen Untersuchungen. Was die mythologische Bildwer-

dung des Begriffes betrifft, so ist zunächst einmal darauf hinzuweisen, daß die griechischen Schicksalsgöttinnen „spinnen“; die germanischen Nornen dagegen „schnüren mächtig Schicksalsfäden“, wie die Edda sagt. Es ist der Unterschied zwischen säuberlich abgewogener Arbeitsteilung und dem Geschehen weltenmächtiger Geister von kosmischen Ausmaßen. Wichtiger ist ein anderes: Die Moiren sind Töchter der Nacht, sind also das Dunkel. Wir haben hier eine Schicksalsauffassung, die eine Herrschaft des Todes über das Leben besagt. Die Nornen dagegen sitzen unter dem Baum des Lebens (Yggdrasil), am Brunnen Urd, der Quelle alles Geschehenden. „Hier hat also nicht das Dunkel die Oberhand, hier sind es die Helligkeit, die Sonne und das flüchtige Gold der Keimkraft — flüchtig und doch ewig“ (9). Dem Primat des Todes steht ein Primat des Lebens gegenüber. Dieses Leben haben die Nornen, als Dienerinnen der Gottheit, zu hegen und zu pflegen.

Eine sprachliche Analyse führt weiter: Dem Norden stehen zur Bezeichnung des Schicksalsbegriffes zwei Ausdrucksmöglichkeiten von verschiedenen Wortstämmen zur Verfügung: „örlög“ und „sköp“. „Örlög“ bedeutet „höchste Bindung“, „höchstes Gesetz“. „Schicksal“ will also ganz einfach besagen: das „Lebensgesetz“ (10). Was gemeint ist, wird deutlicher durch Zuhilfenahme der Schöpfungsmythe in der Edda. Dort werden die ersten Menschen, ehe die Götter sie weckten, als „örlöglausa“, als schicksalslos bezeichnet. Erst als sie am Schicksal teilnehmen konnten, hatten sie den Zwischenzustand des Tieres verlassen, waren sie wahrhaft Menschen geworden. „Sie waren unter ein Schicksal getreten, unter ein gestaltendes Gesetz. Das bedeutet: bewußtes Leben und gesetzgebundene Verantwortung, Lebensverantwortung“ (11). Aber man tritt nur ein in den Ring dieses Lebens um den Preis des vollen Lebenseinsatzes, den Glauben an das Leben.

Das zweite Wort für Schicksal: „sköp“, weist in dieselbe Richtung. Eine dreifache Sinnschicht läßt sich in ihm aufweisen. „Sköp“ bedeutet zunächst das Geschaffene schlechthin, das Geschaffene in seinem ständigen Fluß,

ewiges Werden und Geschehen. Dieses Leben läßt auch mehrere Möglichkeiten offen. Nur konnte natürlich nicht das Sinnlose geschehen. Das Schicksal war Diener dieses Lebens. Man mußte sich diesem Leben, diesem ständigen Lebensaufruf hingeben. Dann war man glücklich. Denn Glück im nordischen Sinne war die Übereinstimmung von Mensch und Schicksal. blieb man seinem Schicksal treu, so blieb es eine Dienerin, eine Lebensnährerin; empörte man sich gegen es, so folgte die Vernichtung. Ein solcher Auflehner gegen sein Schicksal war ein Nidding, ein Übelgesinnter, ein Unzufriedener.

„Sköp“ bedeutet dann weiter auch Schöpfung im aktiven Sinne. Es bezeichnet „die ständig sich vollziehende Schöpfung, die Leistung, also auch die Zukunft, die ja jederzeit im Schoße der Gegenwart liegt wie das Kind im Mutterleib“ (16).

Und noch ein Letztes liegt in diesem Wort. „Sköp“ ist offen zu „skap“ hin, das „geistige Gestalt“, „Sinn“ bedeutet. So gefaßt, ist das Schicksal zu verstehen als „die Beschaffenheit des Sinnes, die Artung des Willens, die hinter allen äußern Ereignissen steht, nicht nur willentlichen, sondern auch den unwillentlichen, und sie ist es, die ihnen das Gepräge gibt zu Wachstum oder Welken, zu Leben oder Tod“ (16). Schicksal bekommt also hier die Note der Subjektivität, der persönlichen Gläubigkeit, der Innerlichkeit: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“ Es wird gefordert die Bejahung des Schicksals von innen her. Rechte Lebensführung wird zum Eingliedern in „den Schöpfungsakt, der zu jeder Zeit vor sich geht. Darum wird die Verantwortung jedes einzelnen so groß, ja sie kann entscheidend werden.“ Zusammenfassend wird dieses nordische Lebensideal so gezeichnet: „Es lockte nicht mit einem Leben in den Fernen. Es sagte: Dies hier ist das Leben — du stehst mitten darin. Du stehst mitten in dem, was war und ist und sein wird. Du stehst mitten darin in der Schöpfung, und die Ewigkeit umgibt dich. Handle danach!“ (19)

Es ist schwer, aus diesen Andeutungen ein klares Bild zu gewinnen. Man hat den Eindruck, daß sie weniger eine logische Einsicht als einen lebendigen

Glauben vermitteln wollen. So viel aber dürfte verständlich sein, daß Schicksal, dem nach Gunnarsson jede Schöpfung unterworfen ist, letzten Dienst, höchsten Einsatz, Verantwortung und restlose Hingabe an das Leben verlangt, das ganz diesseitig gefaßt wird. Schicksal ist nach ihm Kern eines Glaubens und einer Weltanschauung.

Es fragt sich: Wie steht diese Anschauung, von der Gunnarsson will, daß sie die urgermanische war, zu Lehre und Leben des Christentums? Zunächst ist festzuhalten, daß Gunnarsson seine Darlegungen nicht als Bekämpfung und Ablehnung des Christentums aufgefaßt wissen will. In diesem Zusammenhang sagt er das schöne Wort, für das wir ihm dankbar sind: „Das Christentum ist unser Schicksal geworden, der Weiße Krist hat unsere Götter abgelöst und kann ohne Schaden an der nordischen Seele aus ihr kaum wieder entfernt werden“ (6). Und Gunnarsson ist auch einsichtig genug, um auf die Verbindungslinien hinzuweisen, die in geheimnisdunklem Ahnen von germanischer Mythologie zur Religion des Kreuzes führen. Er selbst weist hin auf Baldr und Yggdrasil („Unsere Götter waren nur ein Widerschein unseres Herrn Krist, waren eine Sehnsucht, in der sich unser dunkles Wissen von Gott, wenn auch unvollkommen spiegelte“, sagt Gizurr im Weißen Krist). Baldr, der mildeste und lichteste aller Asen, mußte durch die dunkle Pforte des Todes hindurch, um den Bestand des Lebens zu sichern. Und die Weltesche, der Baum des Lebens, heißt Yggdrasil, d. h. Odins Roß. „Nun kennen wir eine Erzählung, daß Odin sich selbst geopfert und neun Nächte am Baum gehangen hat, um geheimnisvolle Weisheit dadurch zu erwerben. Man spricht aber im Altnordischen auch davon, daß die Gehängten „den Galgen reiten“, faßt diesen also als Roß auf. Odins Roß also heißt der Weltbaum, den Odin als Gehängter „geritten“ hat. — Da tritt der Baum des Lebens, der fruchtbare, unsterbliche, plötzlich hervor als ein Galgenbaum, ein Kreuzbaum, ein Kreuz, an dem ein Gott hängt, der „sich selbst geopfert hat!“ (9)

Aber trotzdem dürfen wir uns über die Unvereinbarkeit dieser Schicksalauffassung mit christlicher Lehre und

Leben keiner Täuschung hingeben. Denn Gunnarssons Auffassung setzt erstens eine Lebensphilosophie voraus, die das Leben göttlich nimmt. Das Leben ist die Ewigkeit, und zwar das diesseitige Leben in seinem ständigen Fließen und seiner unendlichen Fruchtbarkeit. Es ist im Grunde dieselbe Auffassung, die in den Schriften Hauers und in den Kreisen um die deutsche Glaubensbewegung niedergelegt ist, was auch erklärt, warum der Vortrag Gunnarssons gerade dort solchen Widerhall gefunden hat. Die göttliche Tiefe wird im Menschen selbst gefunden³, das Leben selbst ist der uns übersteigernde Gott.

Aber wer ist denn dieses Leben, dem wir höchste Verantwortung schulden, dem wir die Treue wahren müssen bis in den Untergang? Dieses Leben ist ein „Es“, eine augenlose Maske, von der wir kaum wissen, ob sie nicht mit uns selbst zusammenfällt. Das Schicksal ist kein „Du“, sieht uns nicht, hat kein Herz, das mit uns fühlt. Der einfachste Christ, der in tiefem Glauben und in der unerschütterlichen Gewißheit dieses Glaubens das Wort „Vater“ spricht, ist dieser Auffassung weit überlegen. War es nicht für Paul Claudel, als wenn Schuppen von seinen Augen fielen, als er erkannte, daß Gott ein „Du“ ist? Wie ganz anders ist der Mensch in der liebenden Umsorge einer andern Person geborgen! Wir kennen doch das kalte Schaudern Nietzsches vor der „ungeheuren Stummheit“ der Natur, die er „grausam“ nennt.

Damit hängt ein anderes zusammen. Es fehlt in allen Ausführungen Gunnarssons über den Schicksalsgedanken das schlichte und kindliche Wort „Liebe“. Wohl ist dieses Wort heute verbraucht und unendlich beschmutzt. Aber es behält seine Strahlungskraft im Leben eines wahren Christen bei. Wie manche christliche Mutter überwindet ihr großes Leid durch eine größere Liebe: „Abba, Vater, Du hast es so gewollt!“ Und selbst ein Heide wie Harald Höfding muß zugeben, daß das Ölbergsgebet des Erlösers: „Aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe“,

³ Vgl. Heinrich Weisweiler S. J., Die göttliche Tiefe dem Menschen, in: Scholastik XI (1936) Heft 4, S. 499—517.

das größte Gebet der Weltgeschichte ist. Man mag Achtung haben vor dem hohen Pathos der Innerlichkeit und Selbstverantwortung, das in diesem Schicksalsbegriff lebt, aber es fehlt ihm das Kindsein (unwillkürlich denkt man an einen andern Isländer: Jón Svensson!), das schlichte Sich-Öffnen, die demütige Geste Mariens: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn!“

Der Christ besitzt in der Glaubenswahrheit von der göttlichen Vorsehung einen ganz andern Lebenswert, als ihn der Schicksalsgedanke je zu bieten vermag. Diese Wahrheit trägt und tröstet ihn besonders, wenn die furchtbare Frage nach dem „Warum“ in ihm aufsteigt. Sie verweist ihn hinein in die unergründlichen Liebesabgründe des Vaterherzens Gottes, der gut ist, auch wenn er uns unverständlich scheint. Dieses Geborgensein inmitten der Stürme hebt freilich nicht die männliche Sorge auf. Im Gegenteil, es fordert sie geradezu in einer ungeheuren Spannung aller Kräfte und in einem persönlichsten Einsatz. Aber diese Tiefenschichten christlicher Existenzform hat weder das vorchristliche Heidentum gekannt, noch kennen sie seine heutigen Surrogatformen.

Gunnarsson sagt: „Das Christentum ist unser Schicksal geworden“. Wir würden lieber sagen: Der unerforschliche Liebeswille des Vaters hat unsere Heimat und Geschichte einmal zum Christentum berufen. So bleibt es nicht nur unser Schicksal, sondern unsere hohe Aufgabe. „Der Weiße Krist hat unsere Götter abgelöst und kann ohne Schaden an der nordischen Seele aus ihr kaum wieder entfernt werden.“ In dem Roman „Der Weiße Krist“⁴ schildert Gunnar Gunnarsson den Kampf seiner Heimat um die Annahme des neuen Glaubens. In schwerer epischer Breite fließt die Handlung dahin. Sverting, der Sohn des heidnischen Priesters Runold Ulfsohn, fällt mit andern vornehmen Isländern in die Hand des „christlichen“ Norwegerkönigs Olaf

Trygvason. Sverting hat viele Meere und Länder gesehen. Den Rhein herauf bis zum Kloster Reichenau ist er gewandert. Manches Menschenschicksal hat er erlebt und sich große Lebensweisheit erworben. Wohl hat ihn die neue Lehre des Christentums mächtig angesprochen, er fühlt die Ohnmacht der heimischen Asen, aber noch immer ist die Glaubensfrage, die ihn im tiefsten Herzen bewegt, zu keiner endgültigen Entscheidung gekommen. Da trifft ihn die Tatsache der Gefangenschaft bei einem christlichen Herrscher. Er soll als Geisel sterben zusammen mit seinen Freunden, wenn seine isländische Heimat sich nicht dem Weißen Krist unterwirft. Das isländische Thing, auf dem die Entscheidung fallen soll, ist in zwei Parteien gespalten. Der alte Glaube wankt, der neue bricht langsam, aber kraftvoll ein. Die Asen gläubigen rasen, aber im Innern verzagen sie. Uneinigkeit und Ratlosigkeit herrschen auf dem Thing. Zuletzt beschließt man die Annahme des Christentums, weniger aus innerer Überzeugung als aus dem Bewußtsein, das Land retten zu müssen vor der drohenden Gefahr der inneren Uneinigkeit, also aus einem politischen Grunde.

Mit atemloser Spannung wohnt man dem Ablauf so weittragender Entscheidungen bei. Selten ist so treffsicher wie hier die innerste Willensartung des germanischen Menschen festgehalten worden: seine Ehrlichkeit, sein persönlicher Einsatz, seine Treue und sein grader Sinn. Und wieviel echte Spruchweisheit — Geist vom Geiste der Eda — ist hier gesammelt! Aber der Lehre, besser dem Leben des Weißen Krist ist seine beste Kraft, sein universaler und totaler Herrschaftsanspruch genommen. Aus einer geschichtlichen Notwendigkeit ist die Religion des Weißen Krist zur Nachfolgerin der ohnmächtig gewordenen Asen geworden. „Wenn unsere Götter ein Schicksal haben — warum nicht auch dieser Weiße Krist? Wo heute er siegt, kommt vielleicht in abertausend Jahren ein neuer Gott und vertreibt wieder ihn“ (137). Die ganze Auffassung vom Christentum ist bei Gunnarsson getragen von seiner oben dargelegten Schicksalauffassung. Das Christentum ist nicht die, sondern nur eine Gestalt des

⁴ Der Weiße Krist. Roman von Gunnar Gunnarsson. Einzige berechnigte Übersetzung aus dem Dänischen von Helmut de Boor. 80 (181 S.) München 1935, Albert Langen/Georg Müller. M 3.20, geb. M 4.80

sich fort und fort entfaltenden Lebens. Die geschichtliche Stunde des isländischen Bauerntums forderte damals gebieterisch die Annahme des Christentums, wie sie morgen vielleicht dasselbe Christentum ablehnen kann, wenn es „lebensunwahr“ geworden ist. Auch das Christentum ist nur ein Moment in der Entwicklung des schöpferisch gedachten Lebens. Der Mensch bleibt das Maß aller Dinge. Christus ist in Wahrheit doch nicht der Kyrios geworden.

So bleibt ein letztes Unbefriedigtsein bei diesem künstlerisch starken Werk Gunnarssons. Trotzdem versöhnt in etwa eine wirklich große Liebe und Hochachtung vor der Gestalt des Weißen Krist, gerade in seiner leidenden Gestalt. Die Reflexionen des greisen Asenpriesters Runold vor dem großen Christenkreuz auf der Thingstätte beleuchten sinnbildlich die Stellung des Christentums in unserer Zeit: „Aber noch etwas war geschehen. Die Christen hatten ein zweites Kreuz errichtet — ein großes Kreuz, das von mehreren Männern getragen wurde. An diesem Kreuz hing ihr Gott, der Weiße Krist, schrecklich anzusehen — mit blutenden Wunden und einem zum Kranze gewundenen Dornenzweig gleich einer Glorie des Schmerzes um sein ohnmächtig gesenktes Haupt. Sicherlich war die Aufrichtung dieses Kreuzes als eine Herausforderung gedacht. Vielleicht auch zugleich als Triumph? Es war erschütternd, wie sie diesen ihren toten Gott in vollem Tageslicht zeigten, so mausetot — und doch so ungeheuer lebendig. So lebendig, daß mir einen Augenblick lang jegliches Leben — auch mein eigenes — in ihm gesammelt schien. Das tat wohl die Angst um dich, mein Sohn, und der Schmerz, den ich während des letzten Jahres gelitten hatte. Aber ich sah auch viele der andern Männer erleichen. Die Unsern standen stumm um uns geschart. Eine Weile waren sie wie von Schreck und Ohnmacht geschlagen. Und kann man sich darüber wundern? Dieser Gott dort am Kreuze, den sie brachten — war er nicht ebensogut unser Gott wie der ihre? Waren es nicht wir selbst, nicht alle Menschen der Erde — der Mann, der Mensch —, preisgegeben der Willkür des Lebens? Tot am Stamme, nach-

dem der letzte, bittere Becher geleert ist? (S. 165). Heinrich Roos S. J.

„Ein feste Burg“

Luthers kraftvolles Kirchenlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ ist bei den Protestanten sehr häufig zum Gegenstand und Ausgangspunkt wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht worden. Von katholischer Seite hat ihm H. Grisar im vierten Hefte seiner „Luther-Studien“ eine eingehende Abhandlung gewidmet (Freiburg 1922, Herder). Die Meinungsverschiedenheiten, die sich zwischen den einzelnen Forschern ergeben haben, drehen sich besonders um die Entstehungszeit und die ursprüngliche Zielrichtung des Liedes. Da ein direktes Zeugnis darüber fehlt, gehen die Ansichten merkwürdig auseinander. Viele brachten das Lied — der Wunsch war sicher oft des Gedankens Vater — in Zusammenhang mit Luthers Auftreten auf dem Reichstag zu Worms (April 1521) und sahen in seinem Text das Widerspiel des „Luthertrotzes“: „und wenn die Welt voll Teufel wär“. Aber diese Ansicht, die noch von Friedrich Spitta 1905 und später verteidigt wurde, ist immer mehr aufgegeben worden; denn es steht fest, daß die Drucklegung des Liedes nicht vor 1528 erfolgte, und es widerspricht aller Wahrscheinlichkeit, daß ein derartiges Lied in der damaligen druckseligen Zeit jahrelang ungedruckt geblieben sein sollte. Einig aber war man bisher darüber, daß seine Strophen als ein Kampflied des evangelischen Christentums gegen Papst und Papisten zu gelten haben.

Nun haben im letzten Jahre zwei protestantische Gelehrte gleichzeitig und offenbar voneinander unabhängig sich gegen diese allgemeine Auffassung gewandt und den Nachweis versucht, daß Luthers Lied gar nicht gegen die Katholiken, sondern gegen die Türken gerichtet sei. Es sind dies der Theologe Johannes Ficker in einem kurzen Aufsatz der Wochenschrift „Deutsches Pfarrerblatt“ (Essen, Nr. 18 vom 5. Mai S. 308 f. — Einzeluntersuchungen sollen noch folgen) und der Historiker Georg Wolfram in einer eigenen Schrift „Ein feste Burg ist unser Gott. Die Entstehungszeit und der ursprüngliche Sinn